

Unverkäufliche Leseprobe



Otto A. Böhrer
Schopenhauer
oder Die Erfindung der Altersweisheit

160 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60095-1

Prolog:

Es ist, wie es ist

Schopenhauer als Lebensberater

Originaldokument
© Verlag C. H. Beck

Der Philosoph Arthur Schopenhauer, der sich zeit seines Lebens gern an die von ihm selbst ausgegebene Devise «Bescheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten ist bloße Ehrlichkeit; bei großen Talenten ist sie Heuchelei!» hielt, dachte nicht nur Großes von seiner eigenen Philosophie, sondern war sich auch im klaren darüber, wie sie, im Dienst einer höheren Evidenz, entstanden war. Die Grundzüge von Schopenhauers Weltsicht bildeten sich schon früh heraus. Im Jahre 1832 notierte der damals vierundvierzigjährige Philosoph in dem von ihm so genannten *Cholerabuch*, das er angeblich «auf der Flucht vor der Cholera» begonnen hatte, der sein Kollege Hegel, zu Schopenhauers stillem, aber diebischem Vergnügen, zum Opfer gefallen war: «In meinem 17ten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingepprägten Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Dasein gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden ... Allerdings spricht aus dem menschlichen Dasein die Bestimmung des Leidens; es ist tief ins Leiden eingesenkt, entgeht ihm nicht; sein Fortgang und Ausgang ist durchweg tragisch; eine gewisse Absichtlichkeit hierin ist nicht zu verkennen..., weshalb meinem ganz einseitigen, aber so weit er sah:

richtigen Blick in der Jugend, die Welt sich als ein Werk des Teufels darstellt.»

Die Ereignisse, die in Schopenhauers siebzehntem Lebensjahr auf ihn wirkten, waren Erlebnisse eines fahrenden jungen Mannes. Heinrich Floris Schopenhauer, der Vater des angehenden Philosophen, ein redlicher, aus Danzig stammender Handelsmann, hatte seinen Sohn zu einer fast zweijährigen Europareise überredet. Zum Dank dafür mußte Arthur versprechen, nach seiner Rückkehr mit einer kaufmännischen Lehre zu beginnen und damit den Herzenswunsch seines Vaters zu erfüllen. Arthur willigte ein; die Reise lockte ihn, und der Vater, dessen Integrität er bewunderte, war für ihn eine zu große Respektperson, als daß er es auf Dauer gewagt hätte, sich seinen Plänen entscheidend zu widersetzen, obwohl die Hauptinteressen des jungen Schopenhauer damals schon mehr den Wissenschaften und der geheimen Melancholie der schönen Künste galten. Anfang Mai 1803 brach die Familie Schopenhauer auf; mit von der Partie war noch Arthurs Mutter Johanna Schopenhauer, die später zu einer erfolgreichen Schriftstellerin werden sollte. Die Reise, die im August 1804 endete, führte durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Österreich. Arthur Schopenhauer hat seine Eindrücke von dieser Reise in eigenen Aufzeichnungen festgehalten, die später, sehr viel später, als er längst berühmt geworden und von der philosophischen Bühne schon wieder abgetreten war, unter dem Titel *Reisetagebücher* veröffentlicht wurden.

Die Reisenotizen des jungen Schopenhauer verraten noch wenig von der Genialität und Stilsicherheit des späteren Philosophen. Berichtet wird von den bekannten Sehenswürdigkeiten, von fremdländischen Speise- und Kleidungsgewohnheiten oder gewissen Absonderlichkeiten, die dem jungen Mann, der sich ansonsten eher vornehm gelangweilt gibt, aufgefallen waren. Nur selten läßt er die Zurückhaltung des wohlerzogenen Soh-

nes aus gutbürgerlichem Hause fallen und gerät in Begeisterung – wie etwa bei einer Bergbesteigung im Berner Oberland oder beim Anblick des Montblanc-Massivs im Tal von Chamonix. Tief beeindruckt, ja betroffen gemacht hat Schopenhauer nur eine Begebenheit, die für ihn zum Schlüsselerlebnis wurde und die Grundzüge seiner pessimistischen Weltanschauung vorprägte: Mitte April 1804 hatte die Familie Schopenhauer von Marseille aus einen Ausflug nach Toulon unternommen und dort die Gelegenheit genutzt, den Hafen zu besichtigen; dabei sah Arthur zum ersten Mal in seinem Leben Galeeren-Sklaven – ein Anblick, der ihn erschütterte. In seinen *Reisetagebüchern* schrieb er darüber: «Alle schweren Arbeiten im Arsenal werden durch die Galeeren-Sklaven verrichtet, deren Anblick für Fremde sehr auffällig ist. Sie werden in drei Klassen aufgeteilt: Die Erste machen diejenigen, die nur für leichte Verbrechen und kurze Zeit da sind, Deserteurs, Soldaten, die gegen die Subordination gefehlt haben usw... Die zweyte Klasse besteht aus größeren Verbrechern: sie arbeiten zwey und zwey, mit schweren Ketten an den Füßen zusammengefesselt. Die dritte Klasse, die der schwersten Verbrecher, ist an die Bänke der Galeere geschmiedet, die sie gar nicht verläßt: diese beschäftigen sich mit solchen Arbeiten, die sie im Sitzen verrichten können. Das Loos dieser Unglücklichen halte ich für bey weitem schrecklicher wie Todes-Strafen. Die Galeeren, die ich von außen gesehen habe, scheinen der schmutzigste, ekelhafteste Aufenthalt, der sich denken läßt... Das Lager der Sträflinge ist die Bank, an die sie gekettet sind. Ihre Nahrung bloß Wasser und Brod: ich begreife nicht, wie sie, ohne eine kräftigere Nahrung und von Kummer verzehrt, bey der starken Arbeit, nicht eher unterliegen; denn während ihrer Sklaverey werden sie ganz wie Lastthiere behandelt: Es ist schrecklich, wenn man es bedenckt, daß das Leben dieser Galeeren-Sklaven, was viel sagen will, ganz freudenlos ist – und bey denen, deren

Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos; läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finsternen Galeere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann! – Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an eine Kette geschmiedet ist. Und wenn dann nun endlich der Zeitpunkt herangekommen ist, den er ... täglich mit verzweifelnden Seufzern herbeywünschte: das Ende der Sklaverei, was soll er werden? – Er kommt in eine Welt zurück, für die er seit ... Jahren todt war; die Aussichten, die er vielleicht hatte, als er zehn Jahre jünger war, sind verschwunden: Keiner will den zu sich nehmen, der von der Galeere kommt... Jahre Strafe haben ihn von dem Verbrechen des Augenblicks nicht reingewaschen. Er muss zum zweyten Mal ein Verbrecher werden und endet am Hoch-Gericht.»

Nachdem man den Hafen von Toulon, die Galeeren und ihre unglücklichen Insassen bestaunt hatte, kehrte die Familie Schopenhauer nach Marseille zurück. Arthurs Reisetagebuch berichtet wieder von angenehmeren Dingen; er plaudert über eine Gemäldeausstellung, erörtert die Vorzüge mediterranen Klimas und räsoniert über die «Durchlässigkeit» des «südlichen Lichtes». Die Erinnerung an die Galeeren-Sklaven aber wirkte in dem angehenden Philosophen nach; er behielt sie als abrufbares Bild, das sich in der noch ungeordneten Welt seiner Gedanken bereithielt, um noch einmal von sich reden zu machen. Zunächst jedoch erfüllte er sein Versprechen: Er trat die Kaufmannslehre an, die sich, wie befürchtet, als Tortur erwies und seinen ohnehin schon ausgeprägten Hang zu düsteren Visionen und globaler Nörgelei noch verstärkte. Der plötzliche Tod des Vaters am 20. April 1805 tat ein übriges: Arthur, hin- und hergerissen zwischen heftiger Trauer und einer sich eher verschämt anbietenden Hoffnung, aus der verhaßten Lehre doch noch aus-

steigen zu können, wurde immer unzufriedener. Er gab sich als Querulant von hohen Graden, was im besonderen seine Mutter zu spüren bekam, der er vorwarf, schon immer ein leichtes und lockeres Leben auf Kosten seines Vaters geführt zu haben. Johanna Schopenhauer, eine selbstbewußte Frau, der die Künste der Ironie nicht fremd waren, ließ sich von ihrem Sohn nichts gefallen; sie löste das Schopenhauersche Kontor auf und zog mit der 1797 geborenen Tochter Adele nach Weimar. Arthur blieb zunächst allein in Hamburg zurück. Er legte seine Unzufriedenheit nun in die Briefe, die er nach Weimar sandte; schließlich hatte seine Mutter – die mittlerweile als Schriftstellerin von sich reden machte und einen bekannten Salon führte, in dem auch Goethe sich gerne sehen ließ – ein Einsehen mit den unermüdlichen Klagen ihres Sohnes: Sie stellte ihm die Entscheidung frei, die Kaufmannslehre zu beenden und statt dessen, nach Abschluß seiner Schulausbildung, mit einem Studium zu beginnen.

Schopenhauer ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Juni 1807 wurde er Schüler am Gymnasium in Gotha, und bereits zwei Jahre später immatrikulierte er sich an der Universität Göttingen. Am 22. Februar 1809, an seinem 21. Geburtstag, zahlte ihm seine Mutter den väterlichen Erbanteil in Höhe von 20 000 Reichstalern aus; hinzu kamen noch, wie es hieß, «Revenuen aus der Verwaltung eines Anteils an den Schopenhauerschen Ländereien» bei Danzig. Das ergab, über den Daumen gepeilt, einen Jahreszins von etwas mehr als 1000 Talern. Zum Vergleich: Goethe als ranghöchster Staatsbeamter Weimars hatte 1775 für ein Jahressalär von 1200 Talern seine Dienste am Hofe des Herzogs Karl August angetreten. Schopenhauer hatte also allen Grund, zufrieden zu sein. Er war es auch – vorübergehend. Dem beglückenden Zustand, finanziell unabhängig zu sein, bewahrte der Philosoph ein lebenslanges, freundliches Andenken. Er lobte den Vater, der ihm dieses ermöglicht hatte; für

die Mutter allerdings fand er noch immer nur wenig schmeichelhafte Worte. Wenn der Student Arthur Schopenhauer nach Weimar kam und der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer einen Besuch abstattete, gab es regelmäßig Streit. Johanna, als bekannte Autorin von vielen bewundert, war inzwischen noch selbstbewußter geworden: Sie wies den Sohn an, sich in ihrem Hause aller Gehässigkeit zu enthalten. Arthur, dem auch der neue Freund seiner Mutter mißfiel, stänkerte ungerührt weiter. Als er schließlich seine Absicht kundtat, nach Weimar übersiedeln zu machen, machte sie ihm in einem Brief, der ein bezeichnendes Licht auf Schopenhauers mutmaßliche Charaktereigenschaften wirft, ein für allemal klar, welche Bedingungen sie an ein Zusammenleben von Mutter und Sohn in Weimar zu knüpfen gedachte: «Nun zu Deiner Verhältnisse hier gegen mich ... Daß ich Dich recht lieb habe, daran zweifelst Du nicht; ich habe es Dir bewiesen, solange ich lebe. Es ist zu meinem Glück notwendig zu wissen, daß Du glücklich bist, aber nicht, ein Zeuge davon zu sein. Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit Dir zu leben; und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint mir diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen... Dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, Du bist nur auf Tage bei mir zu Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Szenen um nichts und wieder nichts, und... ich atmete erst frei, wenn Du weg warst, weil Deine Gegenwart, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finsternen Gesichter, Deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten... Ich lebe jetzt sehr ruhig; seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich nicht Dir zu danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt; alles geht seinen ein-

förmigen Gang, ich gehe den meinen..., und das Leben gleitet dahin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein, und so muß es bleiben, wenn Dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist... Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind... Höre also, auf welchem Fuß ich mit Dir sein will. Du bist in Deinem Logis zu Hause; in meinem bist du ein Gast, wie ich es etwa nach meiner Verheiratung im Hause meiner Eltern war, ein willkommener, lieber Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst Du Dich gar nicht ... ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft... An meinen Gesellschaftstagen kannst Du abends bei mir essen, wenn Du Dich dabei des leidigen Disputierens... wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht – und ich gerne gut schlafe.»

[...]

Geld allein ist das absolut Gute

Sie haben kürzlich ein wenig Geld verloren? Das ärgert Sie, und es vermag Sie auch nicht zu trösten, daß es anderen womöglich noch schlechter geht. Gelassenheit fällt schwer, wenn einem beim Betrachten der Kontoauszüge der Titel eines Romans von John Steinbeck in den Sinn kommt: *Blick zurück im Zorn*. Die Finanzkrise, die, nicht ganz unverschuldet, über uns gekommen ist, hätte Schopenhauer zum Anlaß genommen, einmal mehr als Philosoph aufzutreten, der nicht nur über Gott und die Welt Bescheid weiß, sondern auch Fachmann für Vermögensfragen ist. Schopenhauer verstand sich darauf, sein Geld zusammenzuhalten und so geschickt anzulegen, daß es ordentlich Zinsen abwarf. Vor Fehleinschätzungen war man allerdings auch damals nicht sicher: 1826 scheint sich Schopenhauer verspekuliert zu haben, denn er berichtet seinem französischen Jugendfreund Anthime Grégoire: «Ich würde sogar bequem leben, aber unglücklicherweise habe ich einen Fehler begangen, indem ich eine beträchtliche Summe in Mexikanischen Fonds angelegt habe ... Mein vermindertes Einkommen genügt noch für ein Leben als Junggeselle, in möblierten Zimmern, mit Essen an der Table d'hôte, alles ohne Luxus, aber anständig; ich habe das Notwendige und nichts weiter.» In Wahrheit hatte Schopenhauer stets mehr als das Notwendige. Im Verlauf seines überaus selbstbewußt absolvierten Lebens gelang es ihm, trotz des mexikanischen Fehltritts, das väterliche Erbe fast zu verdoppeln. Er starb wohlhabend, rechnete aber bis zuletzt mit dem Schlimmsten, das er vor allem in seinen Mitmenschen verkörpert sah, denen er nicht über den Weg traute: «Der Mensch

ist im Grunde ein wildes entsetzliches Tier. Wir kennen es bloß im Zustande der Bändigung und Zähmung, welcher Zivilisation heißt; daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen und Anarchie eintritt, da zeigt sich, was er ist.» Vor dem mühsam zivilisierten Tier Mensch muß der Mensch auf der Hut sein, besonders dann, wenn er Philosoph ist und Schopenhauer heißt. Um es den Ganoven, die überall lauern, nicht unnötig leicht zu machen, entwickelte Schopenhauer mit den Jahren ein hauseigenes Sicherheitssystem, das er für ähnlich durchdacht hielt wie seine Philosophie. Schopenhauers Testamentsvollstrecker Wilhelm Gwinner berichtet: «Seine Wertsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinisch gegebenen Anweisung, die sein Testament dazu gab, einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen, seine häusliche Ökonomie und seine sonstigen Privatangelegenheiten betraf, vertraute er der Landessprache an; er führte sein Rechnungsbuch seit seiner Rückkehr aus Italien englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Wertpapiere als «Arcana medica» (Geheimmittel), die Zinsabschnitte besonders, in alten Briefen und Notenheften, und Goldstücke als Notpfennig unter dem Tintenfass im Schreibpult.»

Schopenhauer wußte den Wert seines vom Vater geerbten Vermögens zu schätzen. Es erwies sich, neben der Philosophie, die er sich ausgedacht hatte und die er verteidigte, auch wenn keine Angreifer in Sicht waren, als die eigentliche Konstante seines Lebens. Auf sie konnte er bauen: «Vorhandenes Vermögen soll man betrachten als eine Schutzmauer gegen die vielen möglichen Übel und Unfälle; nicht als eine Erlaubnis oder gar Verpflichtung, die Pläsiers der Welt heranzuschaffen. Leute, die

von Hause aus kein Vermögen haben, aber endlich in die Lage kommen, durch ihre Talente, welcher Art sie auch seien, viel zu verdienen, geraten fast immer in die Einbildung, ihr Talent sei das bleibende Kapital und der Gewinn dadurch die Zinsen. Leute, welche ererbtes Vermögen besitzen» hingegen, «wissen ... sogleich ganz richtig, was das Kapital und was die Zinsen sind. Die meisten werden daher jenes sicherzustellen suchen, keinesfalls es angreifen, ja womöglich ein Achtel der Zinsen zurücklegen, künftigen Stockungen zu begegnen. Sie bleiben daher meistens im Wohlstande ...»

Vermögen zu haben ist von Vorteil, und zwar in allen Lebenslagen. Wer sich um seine Existenzsicherung keine Sorgen machen muß, hat den Kopf frei für andere Dinge. Schopenhauer, als Hochschullehrer gescheitert und lange Jahre ein nahezu unbekannter Autor, konnte für die Philosophie leben, weil er sich finanziell abgesichert wußte. Er zog daraus den kühnen Schluß, daß sich nicht nur seine Philosophie, sondern auch seine persönliche Lebenssituation als beispielgebend begreifen ließ: «Von Hause aus so viel zu besitzen, daß man in wahrer Unabhängigkeit, d.h. ohne zu arbeiten, bequem leben kann, ist ein unschätzbare Vorzug. Nur unter dieser Begünstigung des Schicksals ist man eigentlich als ein wahrer Freier geboren: Denn nur so ist man Herr seiner Zeit und seiner Kräfte und darf jeden Morgen sagen: «Der Tag ist mein.» Seinen höchsten Wert aber erlangt das Vermögen, wenn es dem zugefallen ist, der mit geistigen Kräften höherer Art ausgestattet, Bestrebungen verfolgt, die sich mit dem Erwerbe nicht wohl vertragen.» Bei dieser Beschreibung hatte Schopenhauer den einzigen Menschen vor Augen, der ihm wirklich nahestand, nämlich Schopenhauer. Er tat etwas für sein Geld, fand er; sein Leben diente der allgemeinen Wertschöpfung, ja glich einem «Monodrama» zur «Beförderung der Wahrheit an das Menschengeschlecht». Und so konnte er, ohne den Anflug eines Zweifels,

von sich behaupten: «Der Natur und dem Rechte des Menschen entgegen habe ich meine Kräfte dem Dienste meiner Person und der Förderung meines Wohlseins entziehen müssen, um sie dem Dienste der Menschheit zu schenken.» Tatsächlich hat er wohl beiden gedient, seinem Wohlsein und der Menschheit.

1819 bekam Schopenhauer Gelegenheit, seinen philosophisch-ökonomischen Sachverstand einer praktischen Bewährungsprobe zu unterziehen. Es galt eine Finanzkrise zu bestehen, die keine globalen Ausmaße hatte, ihn aber persönlich empfindlich zu treffen drohte. Im März 1818 hatte er sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* abgeschlossen, das Anfang 1819 bei Brockhaus in Leipzig erschien. Die Drucklegung seines Buches wollte er nicht abwarten; im September 1818 brach er zu seiner ersten Italienreise auf. Im Juni 1819, als er sich schon auf der Rückreise befand, erreichte ihn in Mailand ein alarmierender Brief seiner Schwester Adele. Sie teilte ihm mit, daß das Danziger Bankhaus Muhl & Co, dem die Mutter ihr gesamtes Vermögen und Arthur mehr als ein Drittel seiner Kapitalien anvertraut hatte, in Zahlungsschwierigkeiten geraten war. Muhl ersuchte seine Gläubiger stillzuhalten und verwies auf die Möglichkeit eines Vergleichs; ohne eine solche Übereinkunft, ließ der Bankier verlauten, drohe der endgültige Konkurs seines Hauses. Schopenhauer war empört und mißtrauisch zugleich, er weigerte sich, dem Vergleich beizutreten. Auch die inständigen Bitten seiner Schwester, die in dem Vergleich die Rettung für das Vermögen der Mutter sah, von dem auch sie lebte, konnten ihn nicht umstimmen. Der Philosoph, dessen Gesamtvermögen sich damals auf mehr als 22 000 Taler belief, die etwa 1540 Taler Zinsen abwarfen, blieb stur. Er hielt es für angebracht, das Problem auszusitzen. Muhls Vorschläge, ihn abzufinden, lehnte er allesamt ab. Er bestand auf der vollen Auszahlung seiner Forderungen. Sein mit Ingrimm betriebenes Kalkül bestand darin, daß der Bankier, der als gewiefter Tak-

tiker galt, sich in einem Vergleich sanieren mußte und wieder zahlungsfähig würde. Schopenhauer hätte dann erneut seinen Wechsel präsentieren können und wäre zur Gänze ausbezahlt worden. Muhl zog alle Register seines Könnens. Er bot erst dreißig Prozent der geforderten Summe, dann fünfzig und siebenzig; sogar mit einer Schafherde, die noch in seinem Besitz war und als Zugabe dienen sollte, versuchte er seinen hartnäckigsten Gläubiger geneigter zu stimmen. Schopenhauer ging auf Muhls Ausführungen mit boshafter Liebenswürdigkeit ein, ohne dem Bankier auch nur einen Schritt entgegenzukommen. Am 28. Februar 1820 schrieb er an Muhl: «Euer Wohlgeboren geschenktes Zutrauen ist mir als solches heilig. Ich werde mich [aber] jetzt gegen Sie mit der größten Freimütigkeit und ohne allen Rückhalt erklären, damit Sie auch einmal wissen, wie Sie mit mir daran sind [und] sich nicht fruchtlos bemühen mit ähnlichen Anerbietungen wie die letzte. Meine Wechsel sind perennierend, also mein Recht unauslöschlich. Für die Frist wachsen die Zinsen, die auf den Wechseln stehen. Sie sind jetzt so glücklich, mit dreißig Prozent eine ungeheure Schuldenlast abzuwälzen. Ich melde mich nicht, kündige nicht meine Wechsel: Jene ganze Verhandlung geht mich nichts an. Ein Weiser sieht gelassen den Vogel Phönix verbrennen; denn er weiß, daß er verjüngt wieder auferstehen wird.» Muhl ließ nicht locker. Am 1. Mai 1821 beschied ihn der Philosoph: «Sollten Sie also doch noch Zahlungsunfähigkeit vorschützen wollen, so werde ich Ihnen das Gegenteil beweisen durch die famose Schlußart, welche der große Kant in die Philosophie eingeführt, um damit die moralische Freiheit des Menschen zu beweisen, nämlich den Schluß vom Sollen aufs Können. Das heißt: Zahlen Sie nicht gutwillig, so wird der Wechsel eingeklagt.» Auch die Schafherde, die der Bankier ins Gespräch gebracht hatte, blieb nicht unerwähnt: «Nach allem diesem werden Sie wohl nicht mehr erwarten, daß ich auf Ihre Vorschläge eingehe. Ich habe solche

nach Ihrem Wunsch hinlänglich überlegt und durchdacht, finde aber, daß, wenn ich mich dazu verstände, ich selbst ein Merinoschaf sein müßte, würdig, unter Ihren Herden zu weiden. Sie sprechen mir von Sicherheit, aber Sie zeigen mir keine: Ich kenne keine andere Sicherheit als gute Hypotheken, und hätten Sie die, könnten Sie leicht Geld darauf erhalten und mich damit loswerden.» Schließlich trat ein, was Schopenhauer erhofft hatte: Muhl wurde wieder zahlungsfähig und mußte den Forderungen des Philosophen entsprechen, der sich selbst zu seinem Erfolg beglückwünschte und einen Satz zu Papier brachte, der, weil er vielseitig anwendbar ist, eine gewisse Bekanntheit erlangte: «Sie sehen, daß man wohl ein Philosoph sein kann, ohne deshalb ein Narr zu sein.»

Solange sich Spekulanten, Finanzzocker und Bereicherungsbanker austoben dürfen, hängt die Welt am Geld. Schopenhauer hatte damit kein Problem: Geld stinkt nicht, es ist das Schmiermittel, das die Gesellschaft in Gang hält. Nur wer Geld hat, kann es sich leisten, sich etwas zu leisten: «Daß die Wünsche der Menschen hauptsächlich aufs Geld gerichtet sind und sie dieses über alles lieben, wird ihnen oft zum Vorwurf gemacht. Jedoch ist es natürlich, wohl gar unvermeidlich, das zu lieben, was als ein unermüdlicher Proteus [verwandlungsfähiger griechischer Meergott] jeden Augenblick bereit ist, sich in den jedesmaligen Gegenstand unserer wandelbaren Wünsche und mannigfaltigen Bedürfnisse zu verwandeln. Jedes andere Gut nämlich kann nur einem Wunsch, einem Bedürfnis genügen: Speisen sind bloß gut für den Hungrigen, Wein für den Gesunden, Arznei für den Kranken, ein Pelz für den Winter, Weiber für die Jugend usw. Sie sind folglich alle nur relativ gut. Geld allein ist das absolut Gute: weil es nicht bloß einem Bedürfnis in concreto begegnet, sondern dem Bedürfnis überhaupt, in abstracto.»